

Eva Horn / Bettine Menke / Christoph Menke (Hgg.), *Literatur als Philosophie – Philosophie als Literatur*. Fink, Paderborn – München 2006. 412 S., € 49,90.

Der Sammelband geht, zumindest mit „ein[em] Teil“ seiner Texte (S. 14, „Einleitung“ der Herausgeber), auf die Tagung *Zone X: Literatur und Philosophie* zurück, die von Eva Horn und Bettine Menke am 17. und 18. Juli 2003 in Berlin zum 60. Geburtstag von Anselm Haverkamp veranstaltet wurde. Wie die Tagung ist auch der Band dem Jubilar gewidmet, der daher nicht selbst zu den Beiträgern gehört, in den meisten der insgesamt 20 Aufsätze jedoch durch Querverweise und Referenzen auf sein literaturwissenschaftliches Werk, insbesondere auf seine *Theorie der literarischen Latenz*,¹ präsent bleibt. Einheitsstiftend für die Gesamtkonzeption des Bandes vermag dieser Bezug indessen ebensowenig zu wirken wie das mit dem Titel *Literatur als Philosophie – Philosophie als Literatur* recht unbestimmt vorgegebene Thema, über das die Einleitung der Herausgeber näheren Aufschluß geben soll. Die bewußt chiasmisch formulierte Zuordnung „behauptet eine interne Relation“ (S. 7) von Literatur und Philosophie, die jedoch – in merkwürdigem Widerspruch zu späteren Formulierungen² – nicht als

¹ Vgl. Anselm Haverkamp, *Figura cryptica. Theorie der literarischen Latenz*. Frankfurt/M. 2002.

² So liest man nach der anfänglichen Warnung vor dem Mißverständnis, die Konjunktion des Titels als Identifikation ihrer Teile aufzufassen, und nach zunächst noch vorsichtigen Wendungen wie „die Philosophie [...], die sie [die Literatur] als Schreibweise enthält, wenn

„identifizierende“ Feststellung (vgl. ebd.), sondern als eine Überschreitung von „Disziplinengrenze[n]“ zu verstehen sei, die der „gegenseitigen Inklusion“ von Literatur und Philosophie Raum gebe (vgl. S. 7f.): „Es geht um Szenarien und Schauplätze für Berührungen und Interventionen, um gegenseitige Eintragungen, Kommentierungen, Affizierungen, Zu- und Abwendungen. Literatur und Philosophie differenzieren sich voneinander jeweils ineinander – genau dies macht die Vielfalt ihrer Bezugnahmen aufeinander aus“ (S. 8). Deutlicher erklären sich die Herausgeber an anderer Stelle ihrer Einleitung, da klar wird, daß sie die indizierte Relation zwischen Philosophie und Literatur nicht einfach als *gegenstandsbedingten* „Einfluss der Philosophie auf Literatur“ und diese mithin nicht als bloßen „Resonanzraum philosophischer [...] Erkenntnis“ (S. 10) verstanden wissen wollen; wie jede Philosophie, *vor* allen ‚Inhalten‘, einen „literarischen Charakter“ habe (vgl. S. 10f.), komme auch „[d]er Literatur“ bereits strukturell, bedingt durch ihr spezifisches Referenzsystem, „ein eigener Modus des [...] Philosophierens zu“ (ebd.). Im Falle der Philosophie heißt das konkret, daß ihre vorgeblich konstitutive³ „Literarizität“ zugleich als „Litterarizität“ beim Wort genommen wird (vgl. S. 8): Philosophie selbst erscheint fortan – in terminologischer Anlehnung an Richard Rortys „Entwurf von Philosophie als einer ‚anderen Art zu schreiben““ (S. 7) wie in diskreter Anspielung auf Derridas Diktum „*Il n’y a pas de hors-texte*“⁴ – „als Schreibweise“ – „oder“, wie der unbedenklich gewählte Junktor der Herausgeber lautet, „oder“ eben als „Literatur“ (vgl. S. 8f.). Da die Begriffsfügung „Schreibweise oder ‚Literatur““ (S. 9) dabei jedoch semantisch absichtlich in der Schwebe gehalten wird und – angedeutet mit der Alternativschreibung „Lit(t)erarizität“ – neben der „grundlegenden“ Bedeutung des „Geschrieben-Seins“ auch die engere der „Poesie“, des *literarischen* Textes umfaßt (vgl. S. 8), handelt es sich bei der hier gemeinten literarischen „Verfasstheit“ von Philosophie (ebd.) zugleich auch *um den literarischen, tendenziell poetischen „Zug“ des philosophischen Diskurses selbst*, der sich für die Herausgeber insbesondere im Verhältnis von Philosophie und Rhetorik manifestiert: „[D]ie Bestimmtheit der Philosophie als ‚Schreibweise‘“, heißt es dazu in der Einleitung, bestehe „gerade in ihrer spezifischen Rhetorik“ (S. 9). Wissenschaftsgeschichtlich knüpfen die Herausgeber damit an die „theoretischen Debatten der achtziger und neunziger Jahre“ (S. 7) an, die sich um die Interferenz wissenschaftlicher und literarischer Diskurse drehten und von den konträren Positionen einer dezidiert rhetorisch-literarisch verfahrenenden, „dekonstruktiven“ Schreibpraxis einerseits (Derrida, de Man, Deleuze u.a.) und deren Kritikern andererseits ge-

nicht sogar *ist*“ (S. 10; Hervorhebung im Original), im weiteren Verlauf der Einleitung schließlich dennoch von einer „Literatur“, die „die Philosophie, die sie *ist* und enthält“, relativieren müsse (ebd.; meine Hervorhebung, F. S.).

³ Die angebliche „Tatsache, dass“ alle Philosophie „Schreibweise ist“ (S. 8), wird dabei eher behauptet als begründet und allenfalls mit der ihrerseits begründungsbedürftigen „These“ eines „*notwendigen* Bezugs“ zwischen Philosophie und Literarizität paraphrasiert (vgl. S. 9; meine Hervorhebung, F. S.).

⁴ Vgl. zu diesem (selbst nicht zitierten) Diktum die Auffassung der Herausgeber, daß „es eine je schon textlich verfasste Welt ist, auf die das Schreiben in Philosophie und Literatur Bezug nimmt“ (S. 12).

prägt wurden (neben „Jürgen Habermas’ Klage über die ‚Einebnung des Gattungsunterschieds zwischen Philosophie und Literatur‘“ [ebd.] sind hier die wissenschaftstheoretischen Einwände von Autoren wie Harald Fricke und Manfred Frank, aber auch die berüchtigte Polemik Klaus Laermanns gegen die stilistische Aneignung von Schreibweisen der französischen Dekonstruktion zu nennen). Obwohl sich nun die Herausgeber von den Prämissen dieser Debatte distanzieren und es zu vermeiden suchen, sich einer ihrer „Fronten“ anzuschließen (ebd.), bleibt ihr Plädoyer für die „notwendige“ „Bestimmtheit“ der Philosophie als rhetorisch-literarischer „Schreibweise“ doch unverkennbar. Wie ihren expliziten Positionierungen, dem Postulat einer der Philosophie „eigenen“ und konstitutiven „Literarizität“ (S. 10), liegt es implizit auch ihrer Darstellung der „ebenso lange[n] wie bedeutsame[n] Geschichte“ zugrunde, in der sich „die Philosophie“ „[z]u sich als ‚Literatur‘ oder ‚Schreibweise‘ verhalten“ hat (S. 9) und die durch ein Pauschalurteil der Herausgeber zu einer Geschichte der Vernachlässigung verkürzt wird: Insofern nämlich „die Philosophie“ beziehungsweise „die philosophische Rede“ dazu „tendiere“, „ihre ‚Literarizität‘ hinter der Arbeit an Begriffen zu eskamotieren“ und die „Fragen“ ihrer schriftlichen „Verfasstheit“ „unter dem Titel der ‚bloßen Rhetorik‘ [...] ins Sekundäre zu verbannen“, verkenne und „marginalisiere“ sie ihren genuin „literarischen (oder ‚litterarischen‘) Charakter“ (vgl. S. 8–11; meine Hervorhebungen, F. S.). Die berechnete Frage, *welche* Philosophie denn *wann* also verfahren sei, wird dabei nicht einmal ansatzweise beantwortet, so daß unter dem nicht näher explizierten Globalbegriff einer Disziplin, „der Philosophie“, ganze Zweige ihrer „langen“ Tradition, die sich durchaus, ja ausdrücklich mit ihrer sprachlichen und literarischen „Verfasstheit“ auseinandersetzen, ohne sie als bloß äußerliche „Rhetorik“ zu „marginalisieren“, einfach ausgeblendet werden. Und dies gilt nicht nur für philosophische Richtungen, die dem Gesamtduktus des Buches und den theoretischen Positionen seiner Herausgeber denkbar fern stehen (wie etwa für die analytische Sprachphilosophie), sondern erstaunlicherweise gerade auch für den Philosophen, der sonst allzugern, ob nun zu Recht oder zu Unrecht, als früher Exponent, wenn nicht als Kronzeuge dekonstruktiver Schreibweisen *avant la lettre* berufen wird: Selbst ein Autor wie Nietzsche wird in der Einleitung der Herausgeber mit keinem Wort erwähnt, auch er muß sich dem Generalverdikt über *die* Philosophie, die die Reflexion ihrer „Literarizität“ verweigere oder vernachlässige, beugen, obwohl gerade er, radikal, wie kein anderer Philosoph vor ihm, die irreduzible sprachliche Determiniertheit aller Philosophie beschwor⁵ und ihre starre Begrifflichkeit durch die bewußt forcierte Rhetorik der eigenen, literarischen Schreibpraxis zu überwinden suchte. Die von den

⁵ Exemplarisch für die dezidiert *sprachkritische* Philosophie Nietzsches ist die konsequente, der angeblichen „Marginalisierung“ der Rhetorik durch die Philosophie geradezu entgegengesetzte *Reduktion* ehrwürdiger philosophischer Begriffe *auf Rhetorik* (wonach z. B. „Wahrheit“ nichts anderes sei als „[e]in bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen“ [Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden. Hg. von Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. 2., durchges. Aufl. München–Berlin–New York 1988, Bd. 1, S. 880]). Ein entschiedener rhetorisch präfiguriertes Philosophieverständnis ist kaum denkbar.

Herausgeber behauptete „Marginalisierung“ des „literarischen“ oder rhetorischen „Charakters“ der Philosophie mag auf bestimmte, etwa in der Tradition Kants oder des Rationalismus stehende Systeme durchaus zutreffen, als Pauschalurteil⁶ über eine ganze Disziplin kommt sie jedoch über Halbwahrheiten nicht hinaus. – Ähnlich plakativ fällt die nähere Bestimmung des anderen Begriffs in der chiasmatischen Konstellation des Titels aus: der Literatur. Wie „Philosophie als Literatur oder Schreibweise“ (S. 10) gefaßt wurde, wird auch hier der reflexive Bezug auf das Medium der Schrift zum konstitutiven Kriterium: Der „philosophische Gehalt der Literatur“ (vgl. S. 11), heißt das, bestehe in ihrer selbstbezüglichen Struktur – „Literatur als Philosophie oder Selbstreferenz“ lautet die bündige Formel nun (S. 8). Da diese Struktur indessen für die Herausgeber auf eine nicht näher erklärte, doch offenbar notwendige Weise mit der literarischen *Sprache* überhaupt zusammenhängt – „[d]as Wissen literarischer Texte von sich ist der philosophische [...] Zug, der ihrer *sprachlichen Verfasstheit* [...] selbst zugehört“ (S. 10; meine Hervorhebung, F. S.) –, stellt sich die Frage, ob folglich *jeder* literarische Text (Kafka gewissermaßen ebenso wie Courths-Mahler) als selbstbezüglich zu betrachten sei. Die Antwort der Herausgeber scheint auf ein entschiedenes „Ja“ hinauszulaufen – wenigstens dann, wenn es erlaubt ist, ihre folgende These wörtlich zu nehmen und als implizit über *alle* literarischen Werke quantifizierende Allaussage zu lesen: Demnach nämlich referieren „literarische Werke – wie Kunstwerke überhaupt – auf sich selbst [...] und [werden] sich in ihrer Verfasstheit selbst zum Gegenstand [...]“. Sie gewinnen Einsicht in die eigene Darstellungsstruktur und deren Effekte, ja [...] in das, was Darstellung und Sprache überhaupt sind“ (S. 7). Der überzogene Anspruch dieser uneingeschränkten Behauptung (der durch die Parenthese über die „Kunstwerke“ noch übertroffen wird) mag dem kritischen Erkenntnisinteresse des Lesers und der Lektürepraxis einiger Literaturtheorien, wie etwa der Dekonstruktion, entsprechen, die nun einmal (manchmal, aber eben nicht immer, durchaus mit Recht) zu raffinierten, auf Selbstreferenz und textimmanente Sprachreflexion zielenden Lektüren neigen; vor dem Corpus „der Literatur“ (vgl. S. 8) und der je spezifischen, aus Selbst- wie Fremdreferenz, literarischem Zitat und außerliterarischer Wirklichkeit komplex gefügten Zeichenstruktur ihrer Texte wird er indessen kaum bestehen. Zweifellos gehört die semiotische Relation der Selbstreferenz seit jeher – und in verstärktem Maße im sprachkritischen Bewußtsein der Moderne und der Postmoderne – zu den prägenden (und intellektuell anspruchsvollsten) Reflexionsfiguren und Repräsentationsmodi literarischer Texte – ein Umstand, dem in den letzten Jahrzehnten Literaturwissenschaftler verschiedenster couleur durch den geradezu inflationären Gebrauch von Begriffen wie „Selbstbezüglichkeit“ und „Autoreflexivität“, „poetologisch“ und „metalliterarisch“ gerecht zu werden suchten. Eine ebenso hohe Relevanz kommt ihr

⁶ Die Neigung zu undifferenzierten Verallgemeinerungen und zum Gebrauch semantisch gänzlich unbestimmter Begriffsfügungen ist dabei kein Einzelfall, sondern fällt in der Einleitung der Herausgeber mehrfach unangenehm auf – so etwa auch, wenn der sogenannten „Mainstream-Philosophie“ nicht nur, wie gehabt, ein Desinteresse an „ihre[r] eigene[n] Literarizität“, sondern darüber hinaus auch eine „zunehmende“ „Abwendung“ „von der Beschäftigung mit Kunst und Literatur“ überhaupt attestiert wird (vgl. S. 13).

innerhalb der Philosophie zu, und zwar sowohl in ihrem Gegenstandsbereich als auch nach ihrem disziplinären Selbstverständnis: „Philosophie ist seit ihrem sokratischen (Neu)Beginn das Unternehmen einer selbstreflexiven Erkundung der Formen und Gründe des Wissens“ (S. 9), wie die Herausgeber zutreffend und völlig zu Recht erklären. Nur: Aufgrund dieser beiden Sachverhalte Selbstbezüglichkeit zum Wesen aller Literatur zu hypostasieren, Literatur deshalb als „philosophisch“ anzusprechen und, so die Herausgeber im Anschluß an Paul de Man, „jeden literarischen Text“ zur „Allegorie“ [...] der Literatur und Sprache, des Lesens und Verstehens“ zu deklarieren (vgl. S. 10; meine Hervorhebung, F. S.), ist ebenso textfremd wie argumentativ fragwürdig.

In Anbetracht dieser Defizite der in der Einleitung versuchten theoretischen Grundlegung des Bandes erscheint es dann auch weniger folgenreich, daß sich seine Beiträge keineswegs durchgehend an die ursprüngliche Konzeption halten, ja im Einzelfall nahezu jeden Bezug zu der skizzierten Wechselbeziehung von Philosophie und Literatur vermissen lassen. Abgesehen von den in der Sektion *Ästhetik* vereinten Aufsätzen, die sich, mit Betrachtungen zur ästhetischen Erfahrung (Rüdiger Campe, Andrea Kern), zum Verhältnis von Ästhetik und Metaphysik (Rüdiger Campe) oder zu jenem von Hermeneutik und Rhetorik (Rodolphe Gasché), dezidiert philosophischen *und* philologisch relevanten Problemen zuwenden, erscheint Philosophie, mit wenigen Ausnahmen,⁷ sonst eher unterpräsentiert und begegnet – meist in der erklärten, auf „Selbstreferenz“ verkürzten Gestalt, in der „Literatur“ „Philosophie“ sei (vgl. S. 10) – allenfalls in den literaturwissenschaftlichen Beiträgen. Daneben stehen Aufsätze zu den Beziehungen zwischen Theater und Politik in der Oper (Christoph Menke über Monteverdis *Krönung der Poppea*) und zur Choreographie im modernen Tanztheater (Gabriele Brandstetter), Exkurse in das bundesdeutsche Verfassungsrecht (Cornelia Vismann) ebenso wie rein kunstwissenschaftliche Einzelstudien zum „Interieur“ in Rauminstallationen und Malerei der Gegenwart (Beate Söntgen) – Beiträge, die den Anschluß an das vorgegebene Rahmenthema nur mühsam halten oder selbst dort verpassen, wo er, wie im letztgenannten Fall, ohne weiteres nahegelegen hätte (hier etwa in Form eines Vergleiches der von Söntgen erwähnten „Metamalerei“ [S. 150] mit entsprechenden Strukturen in „poetologischen“ oder „selbstreflexiven“ Texten). Nicht zuletzt auf diese Beiträge dürfte es zurückzuführen sein, daß der Band – trotz seines literaturwissenschaftlichen Schwerpunktes – dem Leser einen nachhaltig heterogenen Gesamteindruck vermittelt, den Eindruck einer gewollten Interdisziplinarität, die ihre verschiedenen Ansätze und Perspektiven im Sinne eines gemeinsamen Problemhorizontes nicht recht fruchtbar zu machen weiß. (Zum Teil mag das auch daran liegen, daß gut ein Drittel aller Beiträge gar nicht für den Sammelband konzipiert wurde, sondern – zuweilen ohne ersichtlichen Bezug zu dem Jubilar Haverkamp und seinem wissenschaftlichen Werk – anderen Kontexten entstammt, ohne daß dies in jedem

⁷ Als Ausnahmen können in dieser Hinsicht Hent de Vries' Aufsatz über die philosophische Meditation bei Wittgenstein, Cavell und Lévinas sowie Bart Philipsens auf Derrida, Lévinas und de Man gegründete Sebald-Lektüre gelten.

Fall ausdrücklich vermerkt wäre.)⁸ Der inhaltlichen Heterogenität entspricht dabei eine nahezu ebenso große Verschiedenheit des *Stils* der Beiträger, der von luzider Wissenschaftsprosa (wie in Rodolphe Gasché's Aufsatz über Gadamers Hermeneutik und besonders in Andrea Kerns herausragender Untersuchung zu Kant und Derrida) über die Spielarten eines betont gegenstandsnahen, dekonstruktiven Schreibens (Bettine Menke) bis zu einer inspirierten Essayistik reicht, die sich bisweilen zu schierer Hermetik verdunkelt (Georges Didi-Huberman). Was Bettine Menkes komplexen Beitrag zu Walter Benjamins Rezeption von Calderóns Trauerspiel *El mayor monstruo, los celos* betrifft, so erscheint es mehr als fraglich, ob ein Schreibstil, der mit seinen befremdlichen Neologismen („Zwie-Bild“ [S. 267], „Auf-Halt der Schrift“ [S. 269]) und geradezu gesuchten Ambiguitäten bisweilen nicht nur über die Verständlichkeit, sondern auch über die Grenzen einer korrekten Morphologie und Syntax hinausgeht,⁹ wirklich geeignet ist, ein (bereits selbst nicht gerade eingängig abgefaßtes) Werk wie Benjamins *Ursprung des deutschen Trauerspiels* zu erhellen – oder nicht vielmehr das Gegenteil erreicht. Vollends wäre diese Konsequenz einer zusätzlichen Verdunkelung des Gegenstandes (ein Vorwurf, dem sich übrigens bereits Benjamin selbst ausgesetzt sah) aus Georges Didi-Hubermans Betrachtungen über Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* zu ziehen, einem Beitrag, der Überschriften enthält wie „Die Imago ist an ihrem Etwas erkrankt“ (S. 128) und den Leser, im Zusammenhang mit dem durchstochenen Herzen von Maltes verstorbenem Vater, der als „Imago Christi“ gedeutet wird, mit der offenbar rhetorisch gemeinten Frage konfrontiert: „Was ist ein Christus am Kreuz anderes als eine Art großer Schmetterling mit geöffneten Flügeln [...] den man mit drei Nadeln auf einem Stück Holz ausgestellt, festgenagelt, durchbohrt hat?“ (S. 131). Es wäre verfehlt, derartige Entgleisungen als bloß äußerliche Stilfragen verharmlosen zu wollen, da sie die reine Verständlichkeit selbst betreffen und der an jede Interpretation zu stellenden Forderung nach intersubjektiver Nachvollziehbarkeit hohnsprechen. – Kritisch anzumerken ist weiterhin die nahezu uneingeschränkte Reverenz, die mit dem Band Benjamin und Derrida erwiesen wird, Autoren, die für einige der

⁸ So findet der Leser von Samuel Webers *Hamlet*-Aufsatz „The Incontinent Plot“ (in dem allerdings der Bezug zu dem *Hamlet*-Forscher Haverkamp gewahrt wird) in einer Fußnote lediglich den spärlichen Hinweis, dieser Text sei bereits 2003 entstanden. Daß es sich dabei jedoch schlichtweg um ein leicht abgewandeltes Kapitel (fast) gleichen Titels aus Webers bereits 2004 erschienenem Buch *Theatricality as Medium* handelt, erfährt er nicht.

⁹ Als Beleg dafür kann der folgende Satz Bettine Menkes dienen, der mit seiner durch eine Vielzahl von Klammern vorsätzlich erhöhten Mehrdeutigkeit die Auffassungsgabe des Lesers bereits genug strapaziert, nach *einer* der von ihm angebotenen Lesarten aber schlichtweg ungrammatisch ist: „Mit dem Nachdruck auf der *Absichtlichkeit* des Spiels (im und des Trauerspiels) wird der Schein (auf) der Bühne potenziert – als selbstreferentielle und selbst-reflexive Durchführung des Schauspiels des Schicksals als ‚Spiel und Schein‘ bis in den Schwindel, dem diese (sich) aussetzt“ (S. 270). Die durch die letzte Klammer propagierte alternative Lesart – „bis in den Schwindel, dem diese aussetzt“ – widerspricht mit ihrer angeblich möglichen Auslassung von „sich“ den Regeln syntaktischer Korrektheit, da das Verb „aussetzen“ in seiner hier vorliegenden Bedeutung („preisgeben“, „überantworten“, „ausliefern“) nun einmal ein Akkusativobjekt erfordert („wen“) bzw. reflexiv gebraucht werden muß. Eine regelkonforme Syntax sollte auch für einen noch so anspruchsvollen Schreibstil, wenn anders er als Wissenschaftsprosa gelten will, eine Mindestanforderung sein.

Beiträger geradezu im Ruf der Unantastbarkeit zu stehen scheinen und für einen Großteil der Aufsätze die theoretische Grundlage stellen, obwohl sich namentlich bei Benjamin immer wieder Ansichten finden, die literaturtheoretisch nicht anders denn als antiquiert und dogmatisch zu bewerten sind.¹⁰ Unabhängig von allen genannten inhaltlichen und konzeptionellen Problemen, die, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch mit den theoretischen Forschungspositionen der Beiträger immerhin zu erklären sind, bleibt indessen das Manko *formaler* Defizite eines nicht gerade sorgfältig redigierten Bandes. Sie wären freilich, bei einer solch umfangreichen Publikation in gewissen Grenzen unvermeidlich, keiner Erwähnung wert, würden sie sich nicht in derart hohem Maße häufen, indem sie, als orthographische oder grammatische Fehler, als falsche Titel oder fragwürdige Zitiergewohnheiten, von der Einleitung bis zum Personenregister erscheinen und dabei nicht einmal die Namen der Beiträger selbst verschonen (vgl. „Didi-Hubermann“ [S. 408]).¹¹

Université de Fribourg
 Departement für Germanistik
 Germanistische Literaturwissenschaft

Friedrich Schmidt

Avenue de l'Europe 20
 CH-1700 Fribourg
 friedrichjohann.schmidt-peiry@unifr.ch

¹⁰ Wer, wie Benjamin in seinen Aufzeichnungen zu Kafka, allen Ernstes mit Begriffen wie dem „wirklichen Schlüssel zur Deutung“ (S. 360; meine Hervorhebung, F. S.) eines literarischen Textes operiert, macht sich des semantischen Substantialismus einer konservativen Hermeneutik verdächtig und hat, zumindest mit solchen Konzepten, in einer modernen Literaturtheorie keinen Platz. Wie die genannte Wendung dennoch zustimmend zitiert und Benjamin selbst gar als – die „Auslegung verweigernder“ – „Antihermeneut“ gewürdigt werden kann (so Cornelia Vismann, vgl. S. 357), ist nicht nachvollziehbar.

¹¹ Einige Beispiele: Syntax/Grammatik – „[...] dass jede Schreibweise [...] einen ‚Begriff‘ [...] zu lesen geben“ (S. 12), „rhetoric as an *artes liberales*“ (S. 37), „dass [...] die Aus-Fälle [...] sichtbar wird“ (S. 326), „Publikationen zur [...] Gender Studies“ (S. 405); Orthographie – „Geldzahlen“ (statt: „-zählen“) (S. 226), „Reflektion“ (S. 352), „fatalistische Tendenz“ (S. 213), „Wohnmaschine“ (statt: „Wohnmaschine“) (S. 148), „Kurator mehrer Ausstellungen“ (S. 403), „Gides, André“ (S. 408), „Lukác, Georg“ (S. 410); Titel – „*Der zerbrochene Krug*“ (S. 99); Zitate – Gadamer auf englisch (vgl. S. 35–55), Calderón (philologisch korrekt, doch ohne Rücksicht auf die Sprachkenntnisse des Lesers) zuweilen nur auf spanisch (vgl. S. 253–280); Stil/Mündlichkeit – „Lassen Sie mich [...] verdeutlichen“ (S. 143), um etwas nicht „rumkommen“ (vgl. S. 280) etc. Was die Orthographie der Beiträger betrifft, so ist immerhin zuzugeben, daß versehentliche Verschreibungen nicht in jedem Fall von der noch immer aktuellen Mode zu unterscheiden sind, (in Anlehnung an Paul de Mans *De-facement*) so oft wie möglich das Präfix mehrsilbiger Wörter abzutrennen, um ihnen damit zusätzlichen Tiefsinn zu verleihen („re-konfigurierten“ [S. 212], „ent-falten“ [S. 218], „Gegen-Stand“ [S. 257], „Geh-Inter-Vallen“ [S. 320] etc.).